

„Passt bloß auf, wenn es um Musik geht. Sie sollte eigentlich mit einer Gesundheitswarnung versehen werden, denn sie kann gefährlich sein. Sie kann dir das überwältigende Gefühl geben, sehr lebendig zu sein — und sehr verbunden mit den Menschen um dich herum, sowie verbunden mit dem, was dich in deinem Inneren wirklich ausmacht. ... Und manchmal kann sie dich sogar sehr, sehr glücklich machen.“

(Peter Gabriel in seiner Dankesrede für die Aufnahme in die Rock'n Roll Hall Of Fame)

Fünf: Digitalisierung // 1982

Shock the Monkey. *Peter Gabriel* //

Erinnerung kann trügerisch sein. Und sehr selektiv. Manchmal ist sie aber auch glasklar. Wenn ich an 1982 und Musik denke, fallen mir schnell drei Namen ein: *Peter Gabriel*, *Donald Fagen* und *Simple Minds*. Natürlich gibt es auch viele andere Bands, deren Musik neu war, die über Nacht populär wurden oder für die Freunde plötzlich schwärmten. Von *ABC* über *Icehouse* bis *Duran Duran* war 1982 viel geboten. Dieser neue Sound, der Sound der 80er, bekam Wind unter die Flügel. Aber für mich spielten Gabriel, Fagen und die Simple Minds eine besondere Rolle. Im Nachhinein weiß ich, dass es nicht nur damit zu tun hatte, dass sie der Soundtrack in einer für mich wichtigen Lebensphase waren, sondern dass sie wirklich popkulturelle Bedeutung haben.

Die Simple Minds tauchten damals in meiner Welt Ende 1982 mit ihrer LP „New Gold Dream (81/82/83/84)“ auf. Der erste Titel darauf, „Someone Somewhere in Summertime“, traf

einen Nerv. Das Album „The Nightfly“ von Donald Fagen — schon das Plattencover war unbeschreiblich cool — kriegte ich etwa zur selben Zeit in die Finger. Es wurde für mich der Soundtrack des darauffolgenden Sommers. Und Peter Gabriel veröffentlichte im September 1982 sein viertes Studioalbum. Es hatte, wie seine Vorgänger, keinen Titel. Die Intensität der Songs und der Sound der Platte beeindruckten mich stark. Schon das Plattencover fiel aus dem Rahmen: auf ihm war ein irgendwie expressionistisch verzerrtes Gesicht zu sehen, alles in Gelb- und Blautönen. Ziemlich verstörend — und vielleicht auch deshalb interessant. Ich sehe mich noch heute in einem etwas heruntergekommenen Plattenladen hinterm Münchner Hauptbahnhof stehen und die LP für knapp 20 DM kaufen, was verdammt viel Geld für mich damals war, um anschließend nach Hause zu fahren und stundenlang nichts anderes zu tun, als mir diese intensive, großartige und reichlich irritierende Musik wieder und wieder anzuhören. Gott sei Dank waren die Texte auf der Innenseite der LP abgedruckt.

Gabriels vierte Platte war in der Tat etwas Besonderes. Sowohl künstlerisch, was die acht Songs angeht, als auch technisch, also was den Sound anbelangt. Was daran lag, dass das gesamte Album digital produziert worden war und Gabriel den damals modernsten Sampling-Synthesizer, das legendär gewordene *Fairlight CMI*, exzessiv einsetzte (die Abkürzung CMI steht für „Computer Musical Instrument“). Von diesem Fairlight gab es 1981/82 in England kaum ein Dutzend Exemplare (Peter Gabriel besaß sogar eine zeitlang die Vertriebsrechte des Fairlight CMI für Großbritannien). „The Rhythm of the Heat“, „I Have the Touch“, „San Jacinto“ und natürlich „Shock the Monkey“ waren Rhythmus-Feuerwerke, die sehr anders klangen im Vergleich zu dem, was Pop und Rock jener Jahre sonst so zu bieten hatten. Gabriel, sein Toningenieur David Lord und der Synthesizer-Spezialist Larry Fast (der sogar einige Patente für die Audio-Übermittlung mittels Infrarot-Technologie hält), verwendeten Alltagsgeräusche, die sie digital abgespeichert hatten — ähnlich wie

Depeche Mode. Aber anders als die Synth-Pop-Pioniere zielten Gabriel und Lord in eine andere Richtung und mixten daraus polyrhythmische Loops, also komplexe Sound-Schleifen. Manche dieser Loops basierten auf Rhythmen und Melodien afrikanischer Künstler, die Gabriel auf seinen Bauernhof eingeladen hatte. Erst auf dieser Basis schrieb Gabriel die Melodien und dann auch die Texte seiner neuen Songs. Das Ergebnis war eine perfekte Synthese von Text und Musik.

Gabriel hatte seinen kreativen Prozess praktisch auf den Kopf gestellt: Nicht eine Melodie wurde mit einem Refrain versehen und anschließend arrangiert — Gabriel ließ sich vielmehr von einem Rhythmus und dem jeweiligen Sound inspirieren und fand auf diese Weise zu seinen Melodien. Der Mix aus gesampelten Geräuschen, Drum-Machine-Rhythmen, ritueller afrikanischer Musik und schließlich der Arbeit von Studiomusikern wie dem Bass-Virtuosen Tony Levin ergab eine erstaunliche musikalische Verbindung. Gabriels unverwechselbare Stimme tat ihr Übriges dazu. Ihm ist damit das Kunststück gelungen, wirklich avantgardistisch zu sein und zugleich auch ein vergleichsweise breites Publikum zu begeistern. Er selber erklärte das Zustandekommen dieses polyrhythmischen Ansatzes so: während seiner Aufnahmen zu „Biko“ (also etwa 1979/80) hatte er persönlichen Kontakt zu südafrikanischen Musikern bekommen und war fasziniert davon, dass in Südafrika der Rhythmus im Mittelpunkt der Musik stand, und nicht eine Melodie. Afrikanische Musik sei pulsierend, so Gabriel, und erst die Gesamtheit vieler verschiedener Schlaginstrumente würde den Rhythmus und den Charakter eines Songs definieren.

Die TV-Reportage, die wir gerne gesehen hätten //

Eine damals renommierte englische Fernsehsendung, die Reportagen über Künstler und Schriftsteller ausstrahlte und „The South Bank Show“ hieß, begleitete den gesamten Entstehungsprozess von Gabriels viertem Album. Sie ist übrigens auch ein schönes Beispiel dafür, welche

Informationen und Eindrücke wir Kids damals in Deutschland gerne gehabt hätten. Anfangs dachten alle beim Sender ITV, dass eine solche Dokumentation über die Entstehung und Produktion eines Pop-Albums etwa drei, vier Monate dauern würde. Doch da kannten die Fernsehleute Peter Gabriel schlecht: Die Fertigstellung des Albums dauerte *16 Monate*. Nachdem er viele Wochen lang mit David Lord an den zugrundeliegenden Rhythmen gefeilt hatte, schlossen sich knapp zwei Monate Aufnahme-Sessions mit den beteiligten Studio-Musikern an. Das Ergebnis: Rohfassungen von 18 möglichen Songs und endlose Stunden von Jam-Sessions auf Tonband. Kaum ein Musiker nahm sich so viel Zeit für's Herumprobieren wie Gabriel.

Ausgestrahlt wurde die knapp einstündige TV-Dokumentation über die Entstehung des Albums schließlich Ende Oktober 1982. Heute kann man die Sendung komplett auf Youtube sehen. Auch für den, der nicht allzu gut im Englischen ist: es lohnt sich, diese Doku anzuschauen. Sie ist ein perfekter Blick zurück in die frühen 80er Jahre. Der junge, gertenschlanke Peter Gabriel, wie er in einem Koffer voller Tonkassetten wühlt; dann der Stand der Digital-Technik Anfang der 80er, Gabriels Arbeitsweise — und Tony Levin ohne Schnauzbart sowie Gitarrist David Rhodes mit vollem Haupthaar. Gleich zu Beginn sieht man Gabriel und David Lord an Synthesizern herumbasteln. Kurios ist ein Gegenschnitt, der afrikanische Musiker im Gras sitzend vor Gabriels Bauernhaus zeigt. Sie spielen traditionelle Rhythmen ihrer Heimat. Musikwelten prallen aufeinander. Der zweite Teil der Dokumentation ist fast noch interessanter, denn man kann Gabriel und den Studio-Musikern über die Schulter schauen und später sehr bekannt gewordene Songs in ihren Rohfassungen hören.

Gabriels Arbeit an diesem Album könnte als eine Art Geburtsstunde der Weltmusik gesehen werden. Er selbst hat sich dazu in der TV-Doku geäußert: Der Hybrid aus nichteuropäischen musikalischen Einflüssen und High-Tech

werde „ein neues Musik-Genre hervorbringen“, so Gabriel. Und genau so kam es.

Natürlich: auch andere Bands und Interpreten begannen sich für afrikanische Musik zu interessieren. Die Talking Heads beispielsweise hatten sich schon für ihr Album „Remain In Light“ von afrikanischer Polyrhythmik inspirieren lassen. Doch David Byrne, der Frontmann der Talking Heads, war ein unruhiger Wanderer zwischen den Welten, während Gabriel auf seine eigene, sehr bedächtige Art tief in die Welt der Polyrhythmik eintauchte und seine Art, Musik zu schreiben, grundlegend veränderte. Zur selben Zeit, als das Album entstand, gründete Gabriel übrigens das erste Festival für Weltmusik, das „World of Music, Arts and Dance“-Festival, kurz WOMAD. Dort spielte er 1982 einen Teil des neuen Albums auch zum ersten Mal live. Auch das wird in der TV-Dokumentation gezeigt.

Peter Gabriel ging mit seinem neuen Album anschließend auf Tournee, und 1983 erschien die großartige Doppel-Live-LP „Plays Live“. Sie wurde auch deshalb berühmt, weil das Cover eine Nahaufnahme von ihm zeigt, auf der er die „Shock-the-Monkey“-Schminke trägt, das Bügelmikro vor dem Mund hat und ins Unbestimmte blickt. Das Foto wurde ikonisch. Gemacht hatte es Armando Gallo, ein italienischer Musikjournalist und Freund aus alten Genesis-Tagen — weshalb es ihm auch gelang, so nah an Gabriel heranzukommen und solcherart intime Bilder zu schießen. „Plays Live“ ist eines der besten Live-Alben, das ich kenne.

Am 6. Oktober 1983 war es dann soweit: ich habe Gabriel zum ersten Mal live erlebt. Er spielte im Münchner „Circus Krone“ und es war ein außergewöhnliches Konzerterlebnis. Denn noch war das, was er auf die Bühne stellte, kein Stadion-Rock mit zu vielen und nach meinem Geschmack oft zu aufwendigen, letztlich störenden Show-Einlagen — wie Fahrradfahren auf der Bühne, im Inneren eines riesigen Gummiballs über die Bühne zu rollen oder kopfüber, in einem Trapez hängend, zu singen. Gabriel suchte den Kontakt zu seinem Publikum noch ganz unmittelbar. Er war geschminkt

wie auf dem Cover des Live-Albums und trug eine Art weißen Karate-Anzug. Der Sound war klar und Tony Levins Bass ließ die Eingeweide vibrieren. „I Don’t Remember“ donnerte durch die Halle. Es haute einen um.

Gabriel hatte viele kleine, unaufdringliche Überraschungen parat. Beim Höhepunkt der Ballade „San Jacinto“ beispielsweise stand er plötzlich in einem gleißend weißen Lichtkegel, was eine beeindruckende Visualisierung des Songs war. Und als er die Hände öffnete, warfen seine Hand-Innenflächen das Licht ins Publikum zurück, was einen atemberaubenden Effekt hatte. Wahrscheinlich hatte er kleine Spiegel in den Handinnenflächen. Die frühen 80er waren auch die Jahre des Stage-Diving. Irgendwann ließ sich Gabriel wie ein Brett rücklings ins Publikum fallen und vertraute darauf, von Dutzenden von Händen aufgefangen zu werden. Das aus der Nähe mitzuerleben, war — man kann es nicht anders sagen — wirklich beeindruckend. Gabriel verzichtete übrigens schon bald auf dieses Ritual der Selbstüberwindung und des blinden Vertrauens: bei einem Gig brach er sich bei dieser Gelegenheit nämlich den Fuß.

Solsbury Hill, oder: Warum Musik die Seele erreicht //

Dass es in „Shock the Monkey“ nicht um Affen ging, war klar. Dass es ein Song von nachgerade archaischer Kraft über Eifersucht ist, keineswegs — obwohl man natürlich die Verzweiflung und Wut spürte, in die sich der schüchterne Gabriel da musikalisch hineinstürzte. Für junge Ohren wie die meinen war es auch deshalb so überwältigend, weil seine Musik wie ein Ventil für eigene Gefühlsdramen funktionierte, ob man wollte oder nicht.

Warum Musik unser Innenleben, sozusagen unsere Seele erreicht, das wird seit einigen Jahren wissenschaftlich erforscht. 2019 ist ein interessantes Buch erschienen: *Good Vibrations. Die heilende Kraft der Musik*. Geschrieben hat es Stefan Kölsch, ein Diplom-Psychologe sowie Kognitions- und Neuro-Wissenschaftler (und altersmäßig einer von uns: Er ist

Jahrgang 1968). Kölsch berichtet darin unter anderem von einer Studie, deren Ergebnisse belegen, dass Musik das gesamte „Belohnungsnetzwerk“ des Gehirns aktivieren kann. Die durch Musik hervorgerufenen Emotionen sind also keineswegs eingebildet, sondern beeinflussen messbar neurochemische Vorgänge in unserem Kopf. Denn: Musik gelangt vom Innenohr über nur eine einzige neuronale Schaltstation ins Vitalisierungs-System unseres Gehirns. Musik macht uns also wach und aufmerksam. Maßgeblich beteiligt am Musikhören ist auch unser Gleichgewichtsorgan. Das ist der Grund, warum wir nicht nur auf Klänge mit tiefen Frequenzen sensibel reagieren, also Bässe, sondern auch auf Schlaginstrumente — also auf Rhythmen.

Musikalische Nervenimpulse aus dem Innenohr werden an unser „Mut-Zentrum“ und unser vegetatives Nervensystem gesendet, was unter anderem zur Aktivierung oder auch zur Deaktivierung unserer Organe führt — weshalb Musik aktivierend und ermutigend, aber auch entspannend und beruhigend wirken kann und sogar eine Rolle in der modernen Schmerz- und Trauma-Medizin spielt. Denn das Faszinierende ist, dass die Wirkung von Musik offenbar ein Reflex ist: man kann die erwünschte Wirkung nicht *wollen*, sondern höchstens zulassen. Deshalb wirkt entspannende Musik auch bei Wachkoma-Patienten.

Besagtes „Mut-Zentrum“ sitzt im *Hirnstamm*, der stammesgeschichtlich ältesten Struktur des menschlichen Gehirns. Der Hirnstamm ist daran beteiligt, wie sich Gefühle auf unseren Körper auswirken: ob sie beleben, bei der Regeneration helfen oder uns warnen. Er reguliert vitale Funktionen wie Herzschlag, Blutdruck, Atmung und Stoffwechsel. In dieses alte, fundamentale Steuerungssystem unseres Körpers greift Musik ein. Ein schlafender Mensch, so Kölsch, wacht bei plötzlicher lauter Musik auf. Störende oder zu laute Musik wird deshalb oft als Stress empfunden. Die Deaktivierung des Mut-Zentrums hingegen führt zu Empfindungen wie „entspannt“, „wohlig“, aber auch „ausgelaugt“ oder „müde“.

Im März 2023 hat der amerikanische Wissenschaftsjournalist Keith Blanchard ebenfalls ein interessantes Buch zu diesem Thema veröffentlicht. Sein Titel lautet: *Nachhall. Mache einfach alles besser mit Musik*. Darin schildert er sehr anschaulich, wie Musik hilft und warum. Gleich im ersten Kapitel, in dem es um Musik und Entspannung geht, weist Blanchard darauf hin, dass „die echte Show“, der „dominante Einfluss von Musik auf dein Gehirn“ der Rhythmus ist. Das Vorwort zum Buch hat übrigens Peter Gabriel geschrieben. Er scheint mehr denn je begeistert davon zu sein, was Musik alles bewirkt. Im Buch enthalten sind auch Kurzinterviews von Musikern wie David Byrne oder dem Filmmusik-Komponisten Hans Zimmer. Ich komme auf Blanchards Buch nochmals zurück.

Damals, in den 80ern, wusste man noch nicht halb so viel über die Wirkung von Musik wie heutzutage. Aber dass es so ist, wie Blanchard und Kölsch schreiben, dass Musik manchmal etwas ausdrückt, für das man keine Worte hat — das wussten wir damals schon, ganz intuitiv. Ebenso, dass ein Song oder ein bestimmter Sound — und sei er auch literarisch — einem plötzlich sehr nahe gehen und viel tiefer reichen kann, als nur bis zur Aussage: „gefällt mir ganz gut“. Nick Hornby, der Autor von „High Fidelity“ und „About a Boy“, beschreibt sehr persönlich und sehr anschaulich, ab wann er wusste, dass er Schriftsteller werden wollte: „Ich las Anne Tylers Buch *Dinner im Restaurant Heimweh* und wusste plötzlich, was ich war und was ich auf Gedeih und Verderb sein wollte.“

In so einem Moment, vermutet Hornby, passiert etwas, das mit *falling in love*, mit plötzlicher Verliebtheit zu vergleichen ist: „Du wählst nicht unbedingt die beste Person, oder die klügste oder die schönste; da passiert etwas anderes.“ Tylers *erzählerischer Sound* traf offensichtlich einen Nerv bei Hornby. „Ich hatte nicht die Erfahrungen, über die sie schrieb. Und dennoch: Es war genau das, was ich tief in mir fühlte.“ So, *genau so, würde er klingen, wenn er eine eigene Stimme als Schriftsteller finden könnte*, so Hornby. Der Prozess der

Identifikation sei so stark gewesen, dass er immer noch manchmal das Gefühl habe, dass er sich selbst nie so umfassend und komplett selbst erklärt hat, wie es Anne Tyler getan habe mit der Stimmung und dem erzählerischen Sound ihres Buches. Auch Bruce Springsteens Song „Thunder Road“ von 1975 hätte es damals irgendwie geschafft, für ihn zu sprechen, so Hornby: „Manchmal, wenn auch nur selten, drücken Songs und Bücher und Filme und Bilder perfekt aus, wer man ist.“

Das ist ein großartiger und ein sehr wahrer Satz.

Mich hat diese Schilderung seiner Lektüre- und Musikerfahrung wirklich berührt, als ich sie las. Denn ich glaube zu verstehen, was er da ausdrücken will. Einer der Songs, der mich sozusagen über eine Klippe geschubst und dann auch wieder aufgefangen hat, war Peter Gabriels „Solsbury Hill“ von seinem ersten Solo-Album. Und Jahre später „Digging In The Dirt“. Gabriel hat mich jahrelang begleitet.